

**„Du hast die Summe der Weisheit erlangt, mehr darfst du nicht erhoffen.“**

**Themenpredigt KI - EmK Würzburg, 19. Januar 2025**

Markus Baum

Liebe Gemeinde, liebe Geschwister,

wer sich Gedanken über Künstliche Intelligenz macht und sich darüber mit anderen austauscht, so wie viele unter uns gestern auf der Jahrestagung des Arbeitskreises Naturwissenschaft und Glaube, der oder die muss überhaupt erst einmal über eine Sprache verfügen. Und wenn ich in die Runde blicke, dann weiß ich von vielen hier – und den anderen unterstelle ich es einfach mal: Wir alle haben uns mal eine Sprache angeeignet. Nebenbemerkung: zu meinem großen Vergnügen sperrt sich der Begriff „Muttersprache“ hartnäckig gegen alle Genderversuche.

Alle Anwendungen, wo Künstliche Intelligenz bereits zur Anwendung kommt, haben eines gemeinsam: Man musste sie ja programmieren und überhaupt erst dahin bringen, dass sie das können, was sie können sollen. Und dazu braucht es eine Sprache. Und womit werden die Helferlein trainiert: Mit Sprachmodellen.

Ich bin kein Naturwissenschaftler, aber Sprache – davon verstehe ich ein Bisschen. Und nun ist das hier ein Gottesdienst, und deshalb sei mir der dezente Hinweis erlaubt: Es gibt eine Instanz, es gibt jemanden, der versteht noch viel mehr von Sprache als alle Linguisten und Sprachkundigen dieser Welt. Auch mehr als alle Wortdrechsler und Sprachjongleure, mehr als alle Angehörige der schreibenden und talkenden und dichtenden Zunft. Der Schöpfer aller Dinge hat sich in dieser Welt zu erkennen gegeben als einer, der spricht – von allem Anfang an. Und der Evangelist Johannes behauptet sogar: Er spricht nicht nur – er ist das Wort schlechthin.

Wenn das so ist, dann lohnt es sich darüber nachzudenken, was Gott mit der Sprache und mir Ihrem und Deinem und meinem Sprachvermögen zu tun hat. Und dazu schlage ich vor: Wir schlagen die Bibel ganz vorne auf – das Buch Genesis, das Buch vom Anfang, das erste Buch Mose. Und dort nicht das allererste, aber das zweite Kapitel. Einen kleinen Ausschnitt aus der Geschichte, die im Garten Eden spielt. 1. Mose 2,19.20a:

**Gott der Herr formte aus dem Erdboden alle Tiere auf dem Feld und alle Vögel am Himmel. Dann brachte er sie zu dem Menschen, um zu sehen, wie er sie nennen würde. Jedes Lebewesen sollte so heißen, wie der Mensch es nannte. 20Also gab der Mensch ihnen Namen: allem Vieh, den Vögeln am Himmel und allen Tieren auf dem Feld.**

„Man gave Name to all the animals in the beginning“ – es gibt ein Liedchen von Bob Dylan, das heißt genau so. „Der Mensch gab allen Tieren Namen.“ Eigentlich ein Kinderlied. Bob Dylan hat sich auf die üblichen Verdächtigen konzentriert: Da kommt der Bär vor, die Kuh, das Schwein, das Schaf – und natürlich auch die Schlange, die

spielt im weiteren Verlauf der biblischen Erzählung ja auch eine Rolle. Aber es liegt auf der Hand: Das Lied hat im Prinzip so viele Strophen, wie es unterschiedliche Arten von Tieren gibt.

Zurück zu dem Vorgang, der da geschildert wird. Es geht ja um Adam, den ersten Menschen. Und nun könnte man meinen, dass Adam, der erste Mensch, bei dieser Aufgabe alle Freiheiten hat und dass er neben vielen einleuchtenden Namen auch jede Menge unsinniger Namen vergibt.

Und man könnte meinen: Wenn er die Namenwahl dann abgeschlossen hat, dann wird die typische Verteilung erkennbar. Gaußsche Normalverteilungskurve: Ein Fünftel wirklich gut passende Bezeichnungen, drei Fünftel einigermaßen passende Namen – und ein Fünftel gruselige willkürliche Wortschöpfungen. Aber das ist ein Irrtum. Und dieser Irrtum ist weit verbreitet seit dem 17. Jahrhundert.

Damals haben die britischen Denker **Thomas Hobbes** und **John Locke** und drei Generationen später der französische Philosoph und Logiker **Étienne Bonnot de Condillac** versucht, das menschliche Sprachvermögen zu erklären. Sie sind davon ausgegangen, dass die menschliche Sprache begonnen hat mit der willkürlichen Vergabe von Begriffen für Dinge und Vorgänge des alltäglichen Lebens.

Gerade noch haben die Menschen nur gegrünzt und Grimassen geschnitten und sich mit Zeigegesten verständigt, und dann auf einmal legt einer los und sagt zu dem bezaubernden Geschöpf neben ihm „Eva.“ Und zu dem runden, wohlschmeckenden und duftenden Ding in seiner Hand, das eben noch am Baum hing, sagt er „Apfel.“ Dabei hat er bis dahin weder für den Baum noch für die Hand einen Begriff gehabt.

Die Vorstellung dahinter ist: Sprache dient vor allem, wenn nicht sogar ausschließlich der Beschreibung. Davon sind Hobbes und Locke und Bonnot de Condillac ausgegangen. Und diese Vorstellung geistert bis heute durch die Welt. Diese Vorstellung beseelt im beginnenden 21. Jahrhundert vor allem die Ingenieure und Forscher, die an künstlicher Intelligenz arbeiten. Die brauchen das. Denn um Roboter zu programmieren, braucht man solche ausschließlich beschreibenden Sprachen und die passenden Wörterbücher. Und mit solchen Sprachen und in solchen Sprachen kann man den Maschinen dann scheinbar etwas beibringen.

Aber diese Grundannahme über das Wesen von Sprache ist, wie gesagt, ein fataler Irrtum. Von Anfang an gewesen. Sprache ist nicht in erster Linie und schon gar nicht ausschließlich dazu da, dass wir Dinge beschreiben. Und das ist auch schon seit mindestens 250 Jahren bekannt. Beginnend mit **Johann Gottfried Herder** im späten 18. Jahrhundert.

Wie Thomas Hobbes und John Locke hat auch Herder versucht, dem „Ursprung der Sprache“ auf den Grund zu gehen. Seine wesentliche Entdeckung war: Sprache ist keineswegs nur ein Zusatz zu dem, was alle anderen biologischen Geschöpfe auch haben und können. „**Überall wirkt die unabgeteilte Seele,**“ sagt Herder.

Er hat auch entdeckt: Dass wir einem Wort eine Bedeutung beimessen, das funktioniert nur im Rahmen eines Lexikons, es muss dazu bereits **viele** Worte geben, und die sind eingebettet in eine bestimmte Lebensform und spiegeln sie wider. Die menschliche Sprache hat nicht mit einem einsamen Wort begonnen – und dem haben sich dann irgendwann andere hinzugesellt. Sondern wir Menschen werden immer schon hineingeboren in eine Kultur und in eine Sprache. Und wenn ein Säugling sich die ersten Worte aneignet, dann ist dieses kleine Wesen vorher schon monatelang in seiner Muttersprache geschwommen. Buchstäblich. Hat diese Muttersprache – vielleicht etwas dumpf – schon im Mutterleib gehört.

**Wilhelm von Humboldt**, der Bruder des berühmten Naturforschers und Entdeckers Alexander von Humboldt, hat den Faden aufgenommen und weitergesponnen. Humboldt hat Sprache als ein Gewebe beschrieben, „**in dem jeder Teil mit dem andern und alle mit dem Ganzen in mehr oder weniger deutlich erkennbarem Zusammenhang stehen. Der Mensch berührt im Sprechen immer nur einen bestimmten Teil dieses Gewebes, aber er tut das immer so, als wären ihm zugleich alle Teile gegenwärtig.**“ Zitat Ende.

Das heißt: Jedes einzelne Wort unserer Sprache ist immer eingebettet in die Sprache als Ganzes, in ihre Regeln und Zusammenhänge. Da, wo sich jemand ein neues deutsches Tätigkeitswort ausdenkt und dazu die üblichen Formen bildet – Vergangenheitsform, Gegenwartsform, Zukunftsform – da wird jede Sprecherin und jeder Sprecher der deutschen Sprache dieses neue Wort mühelos einordnen können.

Wilhelm von Humboldt hat den Gebrauch eines Wortes damit verglichen, dass man bei einem Klavier einen Ton anschlägt. Dieser eine Ton lässt das ganze Instrument mitschwingen. Ein Klavier wird ja buchstäblich gespielt, und das spielerische Moment, das ist etwas, das haben die Musik und die Sprache gemeinsam haben.

Zweihundert Jahre nach Humboldt hat der österreichische Philosoph **Ludwig Wittgenstein** behauptet: Die Bedeutung, die unsere Wörter haben, die haben sie nur im Rahmen von **Sprachspielen**. Wir gehen spielerisch mit ihnen um – oder gar nicht.

Wir betonen Worte und wir schwächen sie ab, wir verdrehen oder verfremden oder überhöhen sie – oder wir verkleinern sie, tun sie ab, sprechen sie weg, als ob sie unbedeutend wären. Sie kommen uns in allen möglichen und unmöglichen Zusammenhängen in den Sinn, und dadurch bekommen sie manchmal auch einen neuen Sinn oder einen anderen Sinn. Damit fangen schon Kinder mit vier oder fünf Jahren an, die haben besonders viel Spaß an solchen Spielen mit Wörtern und mit Sprache, die können sich begiggeln und kaputtlachen über ein lustiges oder seltsames Wort. Und das hört bei manchen auch dann noch nicht auf, wenn sie erwachsen werden.

Das, was Herder und Humboldt und Wittgenstein da herausgefunden haben, wenn wir das zusammenbringen mit 1. Mose 2,19f, dann kommt dabei etwas sehr Spannendes heraus.

**Man gave name to all the animals in the beginning.** Der Mensch gab allen Tieren Namen – und es waren jeweils die richtigen! Es gab da kein Vertun. Adam hatte bereits eine Sprache, ein Lexikon, und die Namen, die er gefunden hat für den Zeisig und für den Wolf und für den Mistkäfer und für die Wildkatze, die haben wunderbar gepasst, die haben das Lexikon erweitert, und zwar so, dass hinterher niemand auf die Idee gekommen wäre zu sagen: Das ist aber ein neuer Begriff, der passt nicht zu den anderen, der ist fremd hier.

Die Kuh sagt muh, weil das im Deutschen so passt. Der Kuckuck heißt so, weil er so oder so ähnlich ruft. Aber die Katze heißt nicht Katze, weil sie katzt, und der Siebenschläfer heißt zwar so, aber er schläft nicht sieben Tage oder Wochen oder Stunden, und das Murmeltier murmelt nicht, und warum der Dachs Dachs heißt, weiß auch kein aktuell lebender Mensch mehr, aber er heißt halt so, und es passt. Und solche Namen rufen in uns, in Euch und Ihnen und mir bestimmte Vorstellungen wach – bei jeder und jedem vermutlich leicht unterschiedliche Vorstellungen, aber das macht nichts – denn wir können uns darüber verständigen, auch wieder mit dem Mittel der Sprache.

Der kanadische Philosoph Charles Taylor behauptet: Sprache schafft Wirklichkeit. Sprache schafft eine Wirklichkeit, die es ohne ihre sprachliche Form nicht geben würde. Somit hat Sprache einen schöpferischen Charakter. Das kann Menschen des Glaubens eigentlich nicht überraschen.

**1. Mose 1,2: Gott spricht – und es geschieht!** Sprache ist schöpferisch, weil der Sprechende schöpferisch ist. Und der allererste Sprecher war nicht nur schöpferisch, sondern der Schöpfer schlechthin.

Wir Menschen suchen ja seit Urzeiten nach dem, was uns vom Rest der Schöpfung unterscheidet. Was uns zu Menschen macht. Wie wäre es damit: Gott hat uns angesprochen und ins Leben gerufen – und hat uns seinen Lebensatem eingehaucht. „So ward der Mensch eine lebendige Seele.“ (1. Mo 2,7) Vielleicht macht uns das überhaupt erst sprach-fähig, und vielleicht ist das ja ein Grundmerkmal der Sprachfähigkeit: Sie ist verbunden und verschränkt mit der Schöpferkraft, mit der Kreativität Gottes.

Der Journalist und Schriftsteller Jochen Klepper, ein Standeskollege von mir, hat 1929 ein kleines Gedicht geschrieben, einen Sechszeler:

**Herr, wann wird der Garten Eden  
wieder erste Früchte bringen,  
die kein Säender ersann?  
Herr, wann wirst du wieder reden,  
dass ich Menschen, dass ich Dingen  
erste Namen geben kann?**

Das bezieht sich genau auf die kleine Episode in 1. Mose 2. Das war Jochen Kleppers ganz persönliche Erfahrung, und die war für ihn existenziell. Er war sich

bewusst: Ohne dass Gott ihn anspricht, bekommt er keine vernünftige Zeile aufs Papier. Kann er nichts aussprechen. Nichts schaffen.

Was hat das alles mit unserem Jahresthema KI zu tun? Ich habe in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 5. Dezember 2024 einen Gastbeitrag von Ray Kurzweil gefunden. Ray Kurzweil – Jahrgang 1948, Informatiker, Erfinder, KI-Pionier und -Vordenker, ein origineller Kopf zweifellos – und einer der einflussreichsten Menschen, wenn es um die Entwicklungsrichtung von Künstlicher Intelligenz geht, denn er ist Leiter der technischen Entwicklung von Google LLC. Das heißt: Er hat einen riesigen Apparat und viele Milliarden Entwicklungsgelder zur Verfügung. Ray Kurzweil schreibt: „**Die letzten Defizite der KI lassen sich in verschiedene Hauptkategorien unterteilen, insbesondere: Kontextgedächtnis, Weltwissen und soziale Interaktion.**“ Und als Berufsoptimist sagt Ray Kurzweil: Viele Lücken werden wir mit noch größerer Rechenpower, mit neuen Trainingsmethoden schon bald gestopft kriegen – aber er ist so ehrlich und schränkt ein: Bei vielen anderen Dingen wird die KI vielleicht auch in 10 Jahren kapitulieren. Manches wird sie vielleicht nie können. Prinzipiell nicht.

Als Beispiele nennt Ray Kurzweil das, was bei Wittgenstein das Spielerische ist: Die menschliche Vorstellungskraft kennt keine Grenzen. Sich völlig unwahrscheinliche Szenarien vorstellen und überlegen, was für Konsequenzen hätte das, wenn es wahr wäre? – Menschen können das. Und wir brauchen das auch.

Matthäus 14: Jesus wandelt auf dem See Genezareth – ist da die Schwerkraft für ein paar Minuten aufgehoben, und wenn ja, warum nur dann und nur dort? Oder kommt es darauf überhaupt nicht an, und es geht mehr um das Vertrauen, das von den Jüngern in dem Moment gefordert ist? Mit so etwas ist KI heillos überfordert. – Das ist ein kleiner Trost für alle, die Theologie treiben. KI wird zwar einen Meter Nachschlagwerke und Fachliteratur ersetzen und bei der Predigtvorbereitung helfen können. Aber bei der Deutung und Anwendung aufs praktische Leben hängt sie sich auf und muss kapitulieren. Kann höchstens zusammenstellen, was bereits an Deutungen und Auslegungen irgendwo hinterlegt ist, und kann das nachplappern.

Ob KI jemals überzeugend Witze erzählen oder selber welche erfinden kann oder eine Vorstellung entwickelt, was ein Flachwitz ist und was ein richtig guter – das steht auch in den Sternen. Menschen – nicht alle, aber viele - können das, einzelne haben das zum Teil schon sehr früh gelernt und können virtuos damit spielen.

**Kontextgedächtnis, Weltwissen und soziale Interaktion** – vieles davon hat mit Sprache zu tun; man muss etwas benennen können. Und vieles davon ist für KI auch deshalb so schwer fassbar, weil es ungesagt bleibt – weil es Zwischentöne sind oder weil es zwischen den Zeilen steht. KI bemerkt vielleicht die Lücken, stellt fest: möglicherweise fehlt hier was – aber solange KI kein Bewusstsein hat und sich nicht denken wird: Hier fehlt **MIR** was, solange bleibt das uns Menschen überlassen und einzig und allein uns.

Lasst uns noch einmal zurückkehren zu der biblischen Episode, zu 1. Mose 2. Der Mensch gab allen Tieren Namen. Wo spielt das? Im Garten Eden. Im Paradies.

1665 hat der englische Dichter und Denker John Milton sein Versepos "Paradise Lost" abgeschlossen. Das Paradies ist bei John Milton ein Lernort – Adam und Eva entwickeln sich dort von bewusstlosen, arglosen, einfältigen Wesen zu bewussten und selbstbewussten Menschen. Das Naschen vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen ist folgenreich, aber vielleicht war es sogar nötig. Denn erst dadurch wird den beiden klar: Gott lässt ihnen die Wahl und nimmt ihre Entscheidungen ernst. Auch ihre fatalen Entscheidungen. Wie wird ihnen das klar? Im Gespräch. Im Austausch mit Gott – und bei John Milton auch im Austausch mit dem Erzengel, der Adam und Eva hinausgeleitet aus dem Paradies.

Im zwölften, letzten Buch von "Paradise Lost" lässt Milton den Engel zu Adam sagen:

**Thou hast attained the sum of wisdom;  
hope no higher, though all the stars  
Thou knewest by name, and all the ethereal powers,  
All secrets of the deep, all Nature's works,  
Or works of God in Heaven, air, earth, or sea,  
And all the riches of this world enjoyedst;**

„Du hast die Summe der Weisheit erlangt; mehr darfst du nicht erhoffen, auch wenn du alle Sterne mit Namen kennst und alle ätherischen Kräfte, alle Geheimnisse der Tiefe, alle Schöpfungen der Natur und Gottes Werke im Himmel, in der Luft, auf der Erde und im Meer, und auch wenn du alle Reichtümer dieser Welt genossen hast.“

**only add deeds to thy knowledge answerable;  
add faith, add virtue, patience, temperance;  
add love, By name to come called charity,  
the soul of all the rest:  
then wilt thou not be loath  
To leave this Paradise, but shalt possess  
A Paradise within thee, happier far.**

„Nun füge deinem Wissen Taten hinzu, die du verantworten kannst; füge Glauben hinzu, Tugend, Geduld, Mäßigkeit; füge Liebe hinzu, namentlich Nächstenliebe, die Seele von allem andern: dann wirst du dieses Paradies nicht ungern verlassen, sondern wirst ein Paradies in dir finden, das weit glücklicher ist.“

An dieser Lektion haben die ersten Menschen eine Weile zu kauen. John Miltons Versepos endet mit den Worten:

**Some natural tears they dropt, but wiped them soon;  
The world was all before them, where to choose**

**Their place of rest, and Providence their guide:  
They, hand in hand, with wandering steps and slow,  
Through Eden took their solitary way.**

Als Adam und Eva das Paradies hinter sich lassen, da weinen sie schon ein paar Tränen, aber die Tränen trocknen rasch, denn vor ihnen öffnet sich die ganze Welt, sie können frei wählen, wohin sie gehen und wo sie sich niederlassen. Und Gott ist ja nicht aus der Welt, sein guter Geist steht bereit, um sie anzuleiten. Also machen sie sich Hand in Hand auf, suchen und finden ihren Weg in der Welt jenseits von Eden.

In dieser Welt jenseits von Eden bewegen wir uns bis heute. Die Summe der Weisheit und des erlangbaren Wissens ist endlich. Womit wir niemals an ein Ende kommen, das ist verantwortliches Handeln, Glauben, tugendhaftes Leben und Lieben. Und das wird uns keine KI der Welt jemals streitig machen.

Amen.